Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

41. Jahrgang.

1908 **Berlin-Bremen, den 22. April.** Nr. 17

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Du sollst. Von A. König. — Johann Hinrich Wichern. Von Steininger. — Die Stellung des Menschen in der Natur. Von G. Wagener. — Kompromisse. Von Saxo. — Allerlei. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Du sollst.

Das „Du sollst“ ist uns seit den Tagen unserer Kindheit ein sehr vertrautes Wort. Wir haben es so oft aus dem Munde der Eltern und auch in Kirche und Schule häufig vernommen. Alle Forderungen, die Religion und Sittlichkeit aufstellen, sind ein ernstes „Du sollst“, das an die Seele des Menschen herangebracht wird. Wo man sich aber mit einem „Du sollst“ an den Menschen wendet, ist das „Du kannst“ die selbstverständliche Voraussetzung. Freilich eben diese Voraussetzung wird heute vielfach als ein Grundirrtum bekämpft. Man sagt: „Es gibt keine Willensfreiheit, der Mensch muß zeitlebens an Ketten gehen, er ist ein Gebundener seines Geistes und Leibes, seiner Umgebung, seiner Verhältnisse, alles kennen heißt alles entschuldigen.“ Gewiß liegt in solcher Rede viel Wahres und sie sollte immermehr als soziale Bußpredigt wirken auf die menschliche Gesellschaft. Der Mensch ist tatsächlich in gewisser Beziehung ein Produkt der ihn umgebenden äußeren und geistigen Welt. Darum ist der Kampf für soziale Reform ein heiliger Kampf und die Hebung der materiellen Lage oft die unentbehrliche Voraussetzung für die Hebung des inneren Menschen. Aber wer wollte so weit gehen und mit Nietzsche erklären: „Niemand ist verantwortlich für seine Taten, niemand für sein Wesen. Mit dem Phantom der Willensfreiheit fallen Schuld, Verantwortung und Strafe dahin.“ Wenn der Mensch keiner Tat der Selbstbestimmung fähig sein soll, dann ist ihm auch aller Wert geraubt. Freilich die Menschen befreunden sich nicht ungern mit einer Lehre, mit der man schließlich alles, was man früher „Sünde“ nannte, entschuldigen kann, ja kraft deren ein solches „Entschuldigen“ gar nicht mehr nötig, da der Begriff „Schuld“ als irrig aufgehoben ist. Ein freundliches Evangelium für Diebe, Mörder, Ehebrecher, Meineidige, Trunkenbolde, Haustyrannen und andere wenig erfreuliche Typen, denn jene Lehre hält einen Schild über ihre Gesinnung und ihr Tun: die Leute können ja nicht anders, ihr Denken und Tun ist ein Müssen, das sich aus ihrem Gesamtorganismus und den Lebensumständen mit Naturnotwendigkeit ergibt. Eine gefährliche Lehre für die menschliche Gesellschaft: Sie züchtet den Leichtsinn auf allen Gebieten des Lebens, schafft schlappe Charaktere, raubt den Menschen allen tapferen frohen Mut, alle himmelstürmende Kraft, alle siegende Hoffnung und hüllt das ganze Leben ein in finstere Wolken, aus denen der Pessimismus in Tropfen und Strömen in die Seele fließt.

Nicht ohne Ironie kann man es nun bemerken, wie Leute, die in der Theorie durchaus den Standpunkt jener Lehre vertreten und vielleicht auch wissenschaftlich zu behaupten suchen, gleichwohl in der Lebenspraxis, in der Beurteilung ihrer Mitmenschen mit einem Male aus ihrer Theorie herausfallen und mit dem sittlichen Pathos der Entrüstung ihre Gegner niederdonnern, wider Heuchelei und Reaktion, Strebertum und Korruption das Schwert zücken. Da lesen und hören wir dann Expektorationen, die die Menschen doch durchaus verantwortlich machen für ihre Denk- und Willensrichtung. Da steht zwischen den Zeilen sehr deutlich zu lesen: „Ihr solltet eigentlich anders sein und ihr könntet anders und andere sein, wenn ihr nur wolltet!“ Woran soll man auch noch appellieren, wenn ein Appell an den Willen ein Unsinn ist!

In solchen Ergüssen kommen gesunde Grundgefühle des inwendigen Menschen, die theoretisch niedergehalten wurden, zum energischen Ausbruch, und das „Du kannst“ wird wieder die selbstverständliche Voraussetzung des „Du sollst“. Das Leben selbst wehrt sich wider ein Dogma, das ihm den freien Atem benimmt. Shakespeare läßt in seinem König Lear den ruchlosen Edmund an einer Stelle in folgendes satirisches Bekenntnis ausbrechen: „Das ist die ausbündige Narrheit dieser Welt, daß, wenn wir am Glücke krank sind — oft durch die Übersättigung unseres Wesens —, wir die Schuld unserer Unfälle auf Sonne, Mond und Sterne schieben, als wenn wir Schurken wären durch Notwendigkeit, Narren durch himmlische Einwirkung, Schelme, Diebe und Verräter durch die Übermacht der Sphären, Trunkenbolde, Lügner, Ehebrecher durch erzwungene Abhängigkeit von planetarischem Einfluß, und Alles, worin wir schlecht sind, durch göttlichen Anstoß. Eine herrliche Ausflucht für den Liederlichen, seine hitzige Natur den Sternen zur Last zu legen.“ Auch der Dichter nimmt das Dogma des unbedingten Determinismus nicht ernst. Wie gäbe es bei diesem Dogma auch noch persönliche Charakterbildung, ein Eigenes und Selbsterworbenes!

Die Predigt Jesu aber begann mit einem „Du sollst!“ Sie lautete: „Denket um! Ändert eure Gesinnung!“ Diese Forderung wäre sinnlos, wenn die Sinnesänderung für den Menschen eine innere Unmöglichkeit wäre. So aber ist sie möglich, es gibt ein Umdenken, ein Insich-

gehen, eine Bekehrung, einen Gesinnungs- und Lebensumschwung, einen Bruch mit der Vergangenheit, heilige Revolutionen im Innern, ein Los von der Sünde und hin zu Gott. Diese Hingabe an Gott ist eine Tat der freien Seele, die Jesus fordert als die erste Bedingung des neuen Lebens. Wo man den freien Willensentschluß, wo man ein Reich ethischer Möglichkeiten leugnet, da stürzt der ganze sittliche Weltbau ein, da wird das Gewissen entthront, Gebot und Verbot werden Unsinn, Sünde und Schuld gelten als Wahngebilde, von Tugend und Laster kann, streng genommen, keine Rede mehr sein.

Jesus aber wendet sich mit einem durch keine Philosophie und Theologie verdorbenen Glauben an ein Reich sittlicher Freiheit im Menschen, er stellt ihn vor ein Entweder-Oder, er drängt auf Entscheidungen, appelliert an die höheren Geister im Menschen. Er sagt nicht zum Menschen: Deine Sünde war Naturnotwendigkeit, sondern deine Sünde ist Schuld. Mit dem „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben!" verbindet er ein ernstes „Sündige hinfort nicht mehr!" Jesus glaubt an den Erfolg eines ernsten sittlichen Willens. Denn wo ein ernster guter Wille arbeitet, da arbeitet Gott im Menschen, und er gibt zum Wollen das Vollbringen. Aus Jesu eigenem Innern wuchs der Glaube an die Unüberwindbarkeit eines mit Gott treu und fest verbundenen Lebens empor. Sein Leben und Sterben bewies es, daß dieser Glaube keine Täuschung war, sondern daß es einen Sieg der freien Seele gibt über alle widrigen Lebensumstände, über alle Gewalten und Mächte, die sich dem Leben feindlich gegenüberstellen. Carlyle, der bekanntlich zu denen zählt, die dem Menschen innerlich etwas zumuten, sagt einmal: „Die Lebensgeschichte eines jeden guten Menschen ist ein unzweifelhaftes Evangelium und predigt dem Auge und Herzen und dem ganzen Menschen, so daß selbst Teufel glauben und zittern müssen, jene freudenreichste Verkündigung: der Mensch ist himmlisch geboren, nicht Sklave der Umstände und der Notwendigkeit, sondern der siegreiche Bezwinger derselben. Siehe, wie er sich seiner selbst und seiner Freiheit bewußt werden kann und stets, wie der Denker ihn genannt hat — der „Messias der Natur" ist."

Das klingt wie Schillers:

> „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
> Und würd' er in Ketten geboren!",

das er zu den Worten des Glaubens zählt, die der Mensch, wenn er seinen Wert, seine Würde behaupten will, nimmer preisgeben dürfe. Dieser Glaube gibt Mut zum Leben und gibt dem Leben seinen Reiz, seine Aufgabe, seinen Inhalt. Was wäre auch ein Dasein, bei dem man sozusagen nicht persönlich beteiligt wäre, ein Leben, da man, streng genommen, nur gelebt wird und nicht selber lebt!

Pferdsdorf b. Vecha. A. König.

Johann Hinrich Wichern

geb. 21. April 1808, gest. 7. April 1881.

Wer Hamburg kennen lernen will, macht eine große Hafenrundfahrt, diniert bei Pfordte, besichtigt das neue Rathaus von innen und außen, besucht die Börse, leistet sich eine Alsterrundfahrt, bummelt in St. Pauli, fährt hinaus nach Blankenese, ersteigt den Sülberg, und wenn er Zeit hat, dampft er nach Helgoland, sozusagen Vorort von Hamburg. Resultat: hat's geregnet, und das geschieht in Hamburg an zwei von drei Tagen, dann schilt er auf das häßliche, verregnete, verräucherte Hamburg, war's Sonnenschein, dann spricht er entzückt von Hamburgs stattlicher Größe, herrlichen Wohnhäusern, prachtvollen Gärten, gutem Essen. Die wenigsten wissen, daß Hamburg am andern Ende weit draußen eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges birgt, das „Rauhe Haus". Kandidaten des Predigtamtes kennen aus ihrem Studium der praktischen Theologie außer diesem Namen: Rauhes Haus noch den andern: Wichern und — ahnen, daß hinter den beiden Namen eine eigene Welt steckt.

Wir leben in der Zeit der Statistik. So mögen Zahlen die Bedeutung und Wirksamkeit des „Rauhen Hauses" beleuchten. Bis zum 21. März 1908 kamen in das Rauhe Haus 1573 Knaben und 330 Mädchen (die Mädchen-Erziehungsanstalt wurde 1879 nach Billwerder verlegt) in die Kinderanstalt (Volksschule), 1153 Knaben in das Paulinum (Realschule), 517 Knaben in die Lehrlingsabteilung, ca. 400 Theologen, Philologen und Volksschullehrer und 1310 „Brüder". Die Zahl der vom Rauhen Hause entsandten oder noch in der Ausbildung stehenden „Brüder" ist seit Beginn der Arbeit auf 727 gestiegen. Gegenwärtig arbeiten Rauhhäusler Brüder in 53 Rettungs- und Waisenhäusern, 58 Herbergen zur Heimat, 8 Arbeiterkolonien, 3 Trinkerheilanstalten, 16 Arbeitsanstalten und Altenheimen, 7 Krankenanstalten. Dazu kommen 51 Stadtmissionare und 24 Gemeindehelfer bezw. Küster. Die Rauhhäusler Brüder dienten im letzten Jahr ungefähr 300.000 Menschen.

Hinrich Wicherns Tätigkeit hat sich weit über Hamburgs Grenzen erstreckt, nicht nur durch die „Brüder", auch nicht nur durch die „Oberhelfer" (Theologen und Philologen) des Rauhen Hauses, nicht nur durch seine Buchhandlung, die „Agentur", und die dort verlegten zahllosen Schriften, nicht nur durch die im Rauhen Haus geübte Pflege des Volksgesanges („Unsere Lieder", zuerst erschienen 1844), nicht nur durch die Pflege des Knabenhandfertigkeitsunterrichts. Auf weiten Reisen hat Wichern den Anstoß zur Gründung ungezählter Anstalten und Vereine gegeben und in ganz Deutschland Zeugnis abgelegt von der Pflicht der evangelischen Kirche zu Taten der Liebe. Am bedeutsamsten ist geworden, was er 1844 über „Notstände der protestantischen Kirche und die Innere Mission" schrieb, 1848 am 22. September auf dem ersten Wittenberger Kirchentag über die „Innere Mission als Aufgabe der Kirche" sprach, 1849 in seiner grundlegenden Denkschrift „Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche" an prinzipiellen Forderungen aufstellte. Auch auf späteren Kirchentagen hat Wichern wiederholt in wichtigen Fragen das Wort ergriffen, so 1853 in Berlin über „Die evangelischen Deutschen in der europäischen Diaspora", 1856 in Lübeck über den „Dienst der Frauen in der evangelischen Kirche", 1860 in Barmen über „Erziehung und Bewahrung der weiblichen Jugend besonders in Fabriken", 1867 in Kiel über den „Beruf der Laien für die Arbeiten im Reiche Gottes und den Bau der Gemeinde". Der Hinweis auf einen 1871 in Berlin gehaltenen Vortrag über „Die Mitarbeit der evangelischen Kirche an den sozialen Aufgaben der Gegenwart" möge diese Aufzählung von Themata abschließen, die durch ihre Nennung den Umfang der Mitarbeit Wicherns an kirchlichen Aufgaben und die Wichtigkeit seiner Anregungen kennzeichnen mögen. Es gibt kein Gebiet praktisch-kirchlicher Tätigkeit, auf dem er nicht bahnbrechend, anregend, befruchtend gewirkt hätte. Ganz abgesehen von seinen Riesenleistungen auf dem Gebiet des Rettungshauswesens und von seiner — es ist nicht zu viel gesagt — Vorbildlichkeit in der Erziehung schwer erziehbarer oder verwahrloster Kinder — ohne Wichern gäbe es heut kein staatliches Fürsorgeerziehungswesen —, 1840 wurde von ihm der erste Kolonistenprediger nach Amerika, 1845 der erste Armenhausvater, 1847 der erste Krankenpfleger — Wichern hat den Anfang mit der männlichen Krankenpflege gemacht —, 1848 der erste Strafanstaltsbeamte, 1849 der erste Stadtmissionar,

1854 der erste Hausvater in die erste „Herberge zur Heimat“ des Prof. Perthes in Bonn entsandt, 1853 die erste Idiotenanstalt besetzt. — — Das Vaterland ist ihm dankbar geworden. Er ging 1848 mit 10 „Brüdern“ nach Oberschlesien zur Linderung der infolge des Hungertyphus entstandenen Waisennot, er begründete 1864 die Felddiakonie im schleswig-holsteinischen Kriege und zog mit 12 Brüdern auf den Kriegsschauplatz, 1866 waren es 110 Brüder und Felddiakonen, 1870 360 Felddiakonen, die kolonnenweise ins Feld rückten, er stellte 1856 22 Brüder als Aufseher für das Moabiter Zellengefängnis in Berlin. Auf ihn berufen sich die Christlich-Sozialen, er ist der Begründer des Zentralausschusses für Innere Mission (1848) und sein späterer Vorsitzender, er ist der Reorganisator des Gefängniswesens in Preußen, er ist der Begründer der Erziehungs- und Brüderbildungsanstalt „Johannesstift“ in Plötzensee bei Berlin, von dessen Wirksamkeit auf das „Kirchenvolk“ Ähnliches statistisch nachgewiesen werden könnte, wie oben vom „Rauhen Haus“.

Wenn wir auch nicht die nachreformatorische Kirchengeschichte einteilen werden in drei Epochen, die an die Namen Luther, Spener, Wichern anknüpfen, wert ist Wichern, um der Wirkungen willen, die von ihm ausgehen, und um seiner Eigenart willen, daß man sich mit ihm beschäftige und sich mit ihm auseinander setze. Denn die Kirchengeschichte ist nicht nur eine Geschichte der Lehrsysteme und Lehrstreitigkeiten oder der Verfassungskämpfe, sondern mindestens ebenso sehr eine Geschichte der Versuche, das Evangelium Jesu Christi in ein Tatchristentum umzusetzen, der auf christliches Leben gerichteten Bemühungen. Wichern hat für sein Streben Vorläufer gehabt, einen Pestalozzi, einen Oberlin, einen Falck, aber das ist seine Größe — darin auch von Fliedner unterschieden — und damit auch seine Schranke, daß er ganz beherrscht ist von dem Gedanken der Mobilmachung der christlich interessierten Männer und Frauen zum Kampf gegen die unchristliche Welt und zu ihrer Wiedergewinnung. Dies ungefähr ist der Sinn des viel gebrauchten, auch oft mißbrauchten, das vielen anstößigen, andern als Kennzeichen wahren und lebendigen Christentums geltenden, oft und leicht mißverständlichen, nicht von Wichern, sondern von seinem Lehrer Lücke geprägten Wortes: Innere Mission. Eine genaue Definition des Begriffs: innere Mission, die falsche Gedankenverbindung — als stecke in ihr die Überhebung, schon bewußt christliche Menschen in einem ganz bestimmten Sinne, nämlich im pietistisch-orthodoxistischen, christianisieren zu wollen — ausschließt und doch das im bewußten persönlichen Christentum liegende Gefühl der Verpflichtung zur Propaganda, Seelen zu gewinnen, einschließt, gibt es nicht. Auch Wicherns Denkschrift vom Jahre 1849 kommt über mehrere Ansätze zur Definition nicht hinaus. Es ist zu vermuten, daß eine präzise Definition nicht wird gefunden werden. Der Begriff: innere Mission ist nach Analogie des andern: äußere Mission, Heidenmission gebildet. Während dieser aber eine klare, ganz unzweideutige Vorstellung löst, ist das bei dem Begriff der inneren Mission nicht der Fall. Einer denkt bei dem Klange des Wortes an übel-pietistische Seelenfängerei und an religiöse Treiberei — wovon Wichern selbst frei gewesen ist —, ein anderer an Almosengeberei und Wohltäterei — worum Wichern sich nicht zu bemühen brauchte — ein dritter an Stadtmission — die doch nur einen kleinen Ausschnitt aus der Inneren Mission bedeutet. Es scheint, man müsse sich mit einer ungefähren Begriffsbestimmung genügen lassen, etwa so, daß Innere Mission die anstaltlich und vereinlich zusammengefaßte Organisation der in der evangelischen Kirche vorhandenen Liebeskräfte sei mit dem Ziel der Rückgewinnung der glaubenslosen Massen für das Evangelium. Ein Dreifaches liegt dem Drängen und Fordern Wicherns zugrunde. Erstens: die evangelische Christenheit ist verpflichtet zum Erweis der Liebe, nur der Glaube ist lebendig, der in der Liebe tätig ist. Zweitens: zum Bau der Gemeinde sind die Laien verpflichtet wie berechtigt, Wichern ist der energischste Vertreter des „Laienprinzips“, des allgemeinen Priestertums. Drittens: die Arbeit der Liebe kann nur in Freiheit gedeihen, muß gegenüber staatlicher und kirchlicher Behördenweisheit selbständig bleiben, wenn auch Personalunion zwischen behördlichen Personen und Arbeitern der Inneren Mission stattfinden darf. Doch betont Wichern nachdrücklich, daß seine Arbeit kirchliche, nicht neben- oder außerkirchliche Arbeit sei. So hat er für die Anstalten des Rauhen Hauses niemals Parochialrechte begehrt, sondern hat darauf gehalten, daß die Bewohner der Anstalten sich als nach der Hammer Gemeinde eingepfarrt ansahen. Er hat keine Kirche, sondern nur einen Betsaal für die Hausgemeinde zu Morgen- und Abendandachten gebaut. Der sonntägliche Gottesdienst wurde in Hamm besucht. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß die Grundgedanken Wicherns durchaus evangelisches Gewächs sind. Unverlierbar ist durch ihn die immer erneut zu erhebende Forderung an die evangelische Gemeinde, daß sie ein Bruderbund sei, keine Gemeinschaft von Wahrheitsforschern, sondern eine Gemeinschaft zur Lösung praktischer Aufgaben. Er hat deshalb auch in den Parochialvereinen sammeln wollen alle kirchlich und religiös Interessierten zur Gemeindearbeit. Sulzes Forderung der „Seelsorge aller an allen“ scheint mir durchaus in der Linie der Bestrebungen Wicherns zu liegen. Das „Laienprinzip“ Wicherns hat eine gewisse Verengung erfahren durch die Macht der Verhältnisse, die stärker gewesen ist als sein ursprünglicher Gedanke. Die Gehilfen, die er für sein schnell wachsendes Erziehungswerk im Rauhen Hause bedurfte, und die er aus dem Handwerkerstande nahm, sollten in ihr Handwerk zurückkehren und unter ihren Standesgenossen sauerteigartig wirken. Einerseits der Wunsch derer, die jahrelang mit ihm und unter ihm gearbeitet hatten, ohne Lohn, nun auch, was sie erarbeitet hatten, zu verwerten und in einem neuen Beruf Lohn und Brot zu finden, andererseits das an ihn gerichtete Verlangen, ausgebildete Kräfte zum Dienst in ähnliche Arbeit zu entsenden, wie sie im Rauhen Haus getrieben wurde, führte zur systematischen Ausbildung von „Berufsarbeitern der Inneren Mission“. An die Stelle des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen trat ein Priestertum von in besonderem Sinne Gläubigen, die je und je als Pastoren neben dem Pfarramt, wenn nicht über dem Pfarramt sich fühlen. So sehr die Gefahr der Überschätzung der im Brüder- oder Diakonenhaus erworbenen Ausbildung in Kreisen der Inneren Mission erkannt und bekämpft wird, so stark ist in Kreisen, die mit der Inneren Mission nur Berührung haben, ohne in sie eingetaucht zu sein, das Drängen dahin, immer neue Schattierungen von Berufsarbeitern der Inneren Mission heranzuziehen als Jugendpfleger, Armenpfleger, Gemeindepfleger usw. Diesem Drängen gegenüber wird stets erneut auf die Verpflichtung aller kirchlich und religiös Gesinnten zur Arbeit an der Gemeinde hingewiesen, auf die „Laienkirche“ hingearbeitet werden müssen. Freiheit und Selbständigkeit der Unternehmungen der Inneren Mission gegenüber der organisierten Kirche scheint mir weithin festgehalten zu sein. Manchem möchte scheinen, als sei die Kirche gefährdet, ihre Selbständigkeit an die Innere Mission zu verlieren.

Wicherns öffentliche Wirksamkeit kann eingeteilt werden in die Zeit von der Gründung des Rauhen Hauses 1833 bis zu seinem Auftreten auf dem ersten Kirchentag 1848, von da bis zu seiner Berufung in den preußischen Staatsdienst 1857, von da bis zu seinem Rücktritt von

seinen Ämtern 1872 bzw. 74, worauf seine lange Leidenszeit folgt bis zu seiner Erlösung durch den Tod 1881.

Auf dem Wittenberger Kirchentag erhielt der Hamburger Kandidat nur schwer das Wort. Seine Rede muß nach allen Zeugnissen die Zuhörer überwältigt haben. Die unmittelbare Folge war die Gründung des Zentralausschusses für Innere Mission unter dem Vorsitz v. Bethmann-Hollwegs, gewiß ein Ereignis von weittragender Bedeutung, gewirkt durch des einen Mannes Wort. Wicherns also erfolgreiches Auftreten und die rasche Gründung des Zentralausschusses im Revolutionsjahr erwecken heute manchem den Eindruck, als sei die Organisation der Inneren Mission die Reaktion gegen die Revolution, und damit ist für viele das Urteil über die Innere Mission gesprochen. Das konnte 1848 nicht festgestellt werden, das kann heute erst recht nicht festgestellt werden, ob alle die Männer, die Wichern zujubelten, die sich der Gründung des Zentralausschusses für Innere Mission freuten, es mit reinem Herzen getan haben, ohne den Nebengedanken, in der Arbeit der Inneren Mission ein Gegengewicht gegen „die Mächte des Umsturzes" zu gewinnen. Beachtenswert ist, daß die extreme kirchliche Rechte, die doch gewiß nicht die Revolution fördern wollte, in bitterer Feindschaft und Fehde gegen Wichern stand. Es kommt hier darauf an zu erwägen, ob Wichern selbst von der Absicht, die Kirche gegen Revolutionstendenzen stark zu machen, mit geleitet war. Ich bekenne, bei den Schilderungen des kirchlichen, religiösen, sittlichen Verfalls jener Zeit, die Wichern gibt, mich sehr oft des Eindrucks nicht haben erwehren zu können, als seien jene Schilderungen des „mehr denn heidnischen Elends" einseitig und übertrieben. Das gilt insbesondere auch von seinen Versuchen nachzuweisen, daß in der Revolution jenes Elend offenbar geworden sei. Aber für die Gegenwart trägt jene Zeit ein anderes Gesicht denn für den, der damals im Strome schwamm. Wichern ist ein Kenner des Volkslebens und wenn auch prophetische Naturen geneigt sind, starke Farben aufzutragen, grundlos ist seine Behauptung nicht, daß in einer Zeit, in der das Volk um politische Freiheit rang, das Streben, von religiöser und sittlicher Autorität frei zu werden, erstarkte. Daß Wichern nicht erst durch die Revolution veranlaßt ist zu seinen Reformforderungen an die Kirche, beweisen seine Schriften vor 1848.

Wicherns Ernennung zum Oberkonsistorialrat, Mitglied des evangelischen Oberkirchenrates, vortragenden Rat im preußischen Ministerium des Innern im Jahre 1857 bedeutete eine Wendung in seinem Leben. Der Bürger der freien Hansastadt trat in Königsdienst. Der bis dahin ganz selbständige, unabhängig wirkende cand. min. D. Wichern sah sich gezwungen zum Bureaudienst, zum Aktenwesen, zum parlamentarischen Verhandeln. Der bis dahin in seinem „lieben Rauhen Haus" festgewurzelt war, mußte nun während des Winters in Berlin wohnen, konnte nur den Sommer über in Hamburg verweilen. Obwohl in der Leitung des Rauhen Hauses durch Rhiem vertreten, hat er sich nie ganz von ihr zurückgezogen. Seine Arbeitskraft und seine Arbeitsfreudigkeit sind nahezu unbegrenzt gewesen, und das von seiner Jugend an. Von morgens früh 6 Uhr bis nachts 12 und 1 Uhr ist er täglich am Werk gewesen, trotz der ihn peinigenden Kopfschmerzen, deren Ursache in dem übertriebenen Fleiß seiner Jünglingszeit zu suchen ist. Er ist 1872 aus Berlin als siecher Mann zurückgekehrt. Das Doppelamt hat ihn verbraucht. Und wenn wenigstens der Arbeitsertrag die Arbeitsmühe von anderthalb Jahrzehnten gelohnt hätte! Man kann kaum sagen, daß es der Fall gewesen sei. Gewiß, wir haben durch ihn, der von Elisabeth Fry angeregt ward, die Einzelhaft, die Möglichkeit, daß Gefangene unerkannt und unbekannt ihre Strafe verbüßen dürfen, aber — wo sind die Diakonen in den Strafanstalten geblieben! Der Inneren Mission aber dürfte die Verbindung Wicherns mit Friedrich Wilhelm IV. eher Schaden als Nutzen gebracht haben. Sie ward Modesache frommer exklusiver Kreise, und ist bis auf den heutigen Tag nicht eigentlich Volkssache geworden.

Die L i e b e Wicherns ist das Rauhe Haus geblieben, und so lange er ferne von ihm war, seine Sehnsucht. In seiner Wirksamkeit in der Anstalt ist er am sympathischsten. Hier kann man ihn heute noch verehren lernen; denn das Rauhe Haus trägt seine Art: Zucht mit Freiheit verbunden, freudiges Christentum, das beten aber auch singen kann, fleißige Arbeit und behäbige Familienhaftigkeit. Von dem Hamburger Hauptbahnhof führt die Straßenbahnlinie Dornbusch-Horn einen bis zur Anstalt. Kein Wagen fährt an ihr vorüber, daß nicht des Schaffners Ruf beachtet würde. Eine Treppe führt von der Landstraße einen unter dem breitausladenden Dach einer riesenhaften vielhundertjährigen Eiche durch zwischen Wildrosenhecken in das parkartig angelegte Anstaltsgebiet. Rechts am „weißen Haus", in dem Wichern seit 1851 wohnte, am Agenturgebäude, an der Druckerei, am Schulhaus vorbei zum alten „Rauhen Haus", das diesen Namen nachweislich trug seit 1736, einem unansehnlichen Häuschen, dessen Strohdach man mit der Hand erreichen kann. Hier zog der 25jährige Kandidat, dem eine glänzende Predigerlaufbahn in Hamburg sicher zu sein schien, am 1. November 1833 mit seiner Mutter ein, um ein Rettungshausvater zu werden. In sich trug er den Plan zu einem Rettungsdorf; denn nicht in einer kasernenartigen Anstalt, in kleinen Häuschen im Grünen sollten familienweise zu je 12 etwa die Knaben wohnen. Er sollte bald Gelegenheit haben, seinen Plan zu verwirklichen. Ein Haus nach dem andern entstand, zum Teil von den Zöglingen selbst erbaut, eine Familie nach der andern mußte eingerichtet werden. Es wuchs das Rauhe Haus, mit seinem „Familienprinzip" Vorbild ungezählter ähnlicher Anstalten. 1852 mußte Wichern ein Pensionat für Kinder höherer Stände einrichten, gedrängt von bekümmerten Eltern. Doch alle diese „Familien" mußten „Väter" haben. Woher sie nehmen? Hatte er nicht in seiner Hamburger Tätigkeit als erster freiwilliger Stadtmissionar, noch ehe es den Namen gab, Männer aus dem Handwerkerstand kennen gelernt, brave, christliche Leute? Die sollten helfen. „Brüder" sollten sie heißen, damit die Kinder ihnen schon mit dem Klang des Wortes verbunden seien und sich williger von ihnen leiten ließen. Und sie kamen. Sie wurden von ihm allein zunächst, später auch von Theologen unterrichtet, die als „Oberhelfer" in das Rauhe Haus" kamen, zu lehren und von Wichern zu lernen. Die Brüderanstalt des Rauhen Hauses ist wiederum Vorbild für alle die Diakonen oder Brüderanstalten geworden, die's heute gibt, meist mit Rettungshäusern, zum Teil mit Krankenhäusern oder anderen Anstalten verbunden. Allerlei Geister gibt's unter den „Brüdern", buchstabengläubige, obwohl wenige nach meiner Erfahrung, und um die Wahrheit ringende, nüchterne und schwärmende. Zweierlei müssen sie mitbringen, frommen Sinn und Arbeitslust. Gebetskämmerlein gibt's im Rauhen Hause nicht. Wer den Spaten nicht führen will, mag zurückkehren zu seinem Handwerk. Diese jungen Männer, in ihrer Verschiedenartigkeit und Einheit, kennen gelernt zu haben, ist nebst einer Vertiefung der eigenen Persönlichkeit der Hauptgewinn, den die theologischen „Oberhelfer" aus ihrer Mitarbeit im Rauhen Haus ins Amt mitnehmen. — Kinderanstalt, Landwirtschaftsabteilung, jetzt in Jenfeld auf preußischem Gebiet, Lehrlingsabteilung mit Schlosserei, Tischlerei, Schneiderei, Schuhmacherei, Druckerei, Realschulabteilung (Paulinum), Brüderanstalt — das sind die Zweiganstalten des Rauhen Hauses.

Wie kam Wichern zur Inneren Mission? Der Schüler Lückes und Schleiermachers, auch angeregt von Baron von Kottwitz, war nach bestandener theologischer Prüfung Oberlehrer an der Sonntagsschule in St. Georg geworden.

Mit ihr war ein Besuchsverein verbunden, der sich die Aufgabe gestellt hatte, Hausbesuche zu machen. Auf diesen Gängen hatte Wichern eine namenlose Verwilderung der Jugend in Hamburgs engen Quartieren entdeckt. Diese Kinder galt's zu retten. Ein Rettungshaus mußte gegründet werden, und es ward. Die eigentümliche Ausrüstung Wicherns zum Beruf der rettenden Liebe in seinem Werden kann hier nicht verfolgt werden.

Es muß genügen, ganz kurz Wicherns theologische Stellung zu kennzeichnen. Seine Jugend fiel in die Zeit des Ringens des absterbenden Vulgärrationalismus mit der emporstrebenden neugläubigen Romantik. Am Johanneum, das er besuchte, und auf Kanzeln Hamburgs machte sich der erstere geltend, in seinem Freundeskreis herrschte die zweite. Er hat sich noch vor Beginn seiner Universitätsstudien für die damals neue Richtung entschieden, für die er später kämpfend einzutreten sich gelobt. Von seinen Göttinger Lehrern hat Lücke den größten Eindruck auf ihn gemacht. In Berlin hörte er mit Vorliebe Schleiermachers und Neanders Vorlesungen. Er scheint niemals ernstlich an der Wahrheit seines B i b e l g l a u b e n s irre geworden zu sein, hat sich stets zu ihm bekannt, ohne ein Parteimann zu sein und ohne sich gegen Andersgerichtetete zu verschließen, außer gegen den Protestantenverein, gegen dessen „Afterweisheit" er sich „in Opposition weiß". Die Kämpfe, die der Werdende mit sich selbst geführt hat, liegen auf dem Gebiet des Sittlichen. Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Heftigkeit machen ihm zeitlebens um so mehr zu schaffen, als ihn ein starkes Heiligungsstreben beseelt.

In seinem sittlichen Wesen ist die Haupttugend seine ergreifende Treue. Er hat sie seinem Vater gehalten, den er als Fünfzehnjähriger verlor. Seine starke Familie hat er nach des Vaters Tod durch Privatstunden bis in die beginnende Nacht mit ernährt. An seiner Mutter hing er mit seinem Herzen. In der Freundschaft ist er virtuos. Seine eigene kindergesegnete Ehe ist das Bild deutscher Familienhaftigkeit. Es ist verständlich, daß Brüder und Oberhelfer von ihm gehalten haben wie von einem Vater. Begeistert, leuchtenden Auges haben seine Schüler vor mir für ihn Zeugnis abgelegt. Der Grundzug der Treue kehrt wieder in seiner unermüdlichen zähen Arbeitskraft, darin die jüngeren Anstaltsgenossen beschämend. Und nun seine unerschöpfliche Liebe, zumal gegen die Knaben, denen zu gut er ein Bauer, Pantoffelmacher und wer weiß was noch wurde, die wildesten unter ihnen durch das Wort seiner Liebe zwingend. Doch von der Kraft und Weisheit des gottbegnadeten Erziehers verbietet der Raum zu reden.

Nehmt alles nur in allem, er war ein Mann der werbenden und rettenden Liebe. Das Johannesevangelium war ihm sein Lieblingsbuch. Als berufsmäßiger „Theologe", als Schriftgelehrter hat er uns wenig zu sagen, sehr viel als Zeuge für die Wahrheit seines Wahlwortes: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat".

S t e i n i g e r.

Die Stellung des Menschen in der Natur.

Zweiter Vortrag des Geh. Prof. Dr. Reinke in Kiel.

Der zweite Vortrag befaßt sich mit der Frage: Hat der Mensch Ahnen? Es steht heute unwiderleglich fest, daß der Mensch in der Diluvial- oder Eiszeit schon gelebt hat, während er in der Tertiärzeit wahrscheinlich noch nicht da war. Wenn nun behauptet wird, der Mensch stamme vom Affen ab, so ist vor allen Dingen zu untersuchen, auf welche Tatsachen sich diese Behauptung stützt. Es ist als sicher anzunehmen, daß sich Pflanzen sowohl wie Tiere und Menschen aus einfachen Organismen entwickelt haben, und zwar nicht gleichmäßig. So wissen wir, daß z. B. in der Tertiärzeit, wo jedenfalls noch keine Menschen die Erde bewohnten, schon Affen gelebt haben müssen. Hieraus hat man einen Beweis für die Abstammung des Menschen vom Affen konstruiert. Als ferneres Beweisstück soll die Ähnlichkeit des Affen mit dem Menschen gelten. Aber diese Beweise sind nicht stichhaltig. Es ist nämlich bisher noch nicht gelungen, Überreste eines Übergangswesens zwischen Menschen und Affen zu finden. Schon die Menschen der mittleren und jüngsten Diluvialzeit sind Menschen gewesen, genau so gebaut wie die heute lebenden. Selbst die Menschen der ältesten Diluvialzeit waren bestimmt Menschen, wenn auch tieferstehende. Als man in den bekannten Überresten des sogenannten Pithecanthropus erectus, die in Batavia in den 90er Jahren gefunden wurden, endlich das so lange gesuchte Übergangsglied zwischen Affen und Mensch gefunden zu haben glaubte, stellte sich gar bald heraus, daß das Wesen, von dem diese Überreste stammten, einer Zeitepoche angehört hat, in der es schon längst Menschen gab. Hertwig erklärte diese Überreste für die Knochen einer ausgestorbenen Affenart.

Ein weiterer Beweis für die Abstammung des Menschen vom Affen soll der sein, daß das Blut beider Wesen dieselbe chemische Zusammensetzung hat. Dies als zwingenden Beweis für die Abstammungslehre gelten zu lassen, ist nicht zulässig. Man muß auch die Unterschiede zwischen Affen und Mensch mit in Betracht ziehen. Da ist ein wesentlicher Unterschied der, daß die Affen Klettertiere sind, während der Mensch ein zum Schreiten eingerichteter Organismus ist. Es ist also wohl kaum anzunehmen, daß der Mensch vom Affen abstammt. Näher liegt dagegen die Vermutung, daß Mensch und Affe dieselben Ahnen gehabt haben. Aber auch diese Annahme steht auf schwachen Füßen. Denn setzt man den Fall, Affen und Menschen hätten dieselben Ahnen gehabt, so müßten nach den Gesetzen der Vererbung auch im heutigen Affen noch entschieden menschliche Anlagen vorhanden sein. Dies ist aber nicht der Fall. Zum Beispiel kann kein Affe zum Denken erzogen werden. Richtiger ist es daher wohl, die Trennung zwischen Mensch und Affe bis auf die Urzellen zurückzuführen. Schon die Urzellen müssen die verschiedenen Anlagen zur Mensch- oder Affenwerdung in sich getragen haben. Die Ähnlichkeit zwischen Mensch und Affen sind nur Konvergenzerscheinungen. Der Affe ist eben das menschenähnlichste Tier.

Wendet man sich nun von den körperlichen zu den geistigen Eigenschaften von Mensch und Affen, so erkennt man erst recht die Haltlosigkeit der Abstammungslehre. Gewiß ist das sich sehr ähnelnde Gehirn beim Tier wie beim Menschen die materielle Bedingung für das Seelenleben. Aber eben durch sein Seelenleben wird der Mensch ein Fremdling in der Natur und zugleich ihr Beherrscher. Wie Geist und Gehirn zusammenhängen, weiß man nicht. Das Denken, Fühlen, Wollen, kurz die Persönlichkeit ist nur wahrnehmbar durch unsere Sinne.

Durch dieses Geistesleben hat der Mensch außer seiner Naturgeschichte, die er mit den Tieren und Pflanzen gemein hat, auch seine Geistesgeschichte, seine Kultur. Diese Kultur muß offenbar schon bei den ersten Menschen der Diluvialzeit vorhanden gewesen sein, sie äußert sich in der schon damals vorhanden gewesenen Kunst und Technik, von denen viele aufgefundene Dinge Kunde geben. Man hat bei den Überresten jener Menschen außer Gravierungen in Steinen oder Renntiergeweihen usw. auch technische Produkte, wie Werkzeuge und Waffen, gefunden. Die Herstellung einer solchen einfachen Waffe aus Stein hat in der damaligen Zeit gewiß dasselbe Quantum von Erfindungsgeist erfordert, als heute nötig ist, um einen komplizierten Mechanismus zu konstruieren. Man muß dabei bedenken, daß die Zeit, wo die ersten Menschen ge-

lebt haben mögen, 30—40.000 Jahre zurückliegt. Und seit dieser Zeit ist eine Entwicklung des Körperbaues nicht festzustellen, nur in seiner Kultur hat sich der Mensch entwickelt. Von einer Kultur der Tiere, auch der höchsten Affenarten, ist nun nirgends etwas zu finden, und es ist daher anzunehmen, daß auch bei den ältesten Menschen die Seele im Gegensatz zur Tierseele gestanden hat. Es sei hier aber, um einer mißverständlichen Auffassung vorzubeugen, erwähnt, daß die Seele nicht als eine Substanz gedacht ist. Wohl ist man überzeugt, daß jeder Seelentätigkeit eine Bewegung der Protoplasmen des Gehirns parallel geht. Das „Wie" ist aber unvorstellbar, obwohl es eine Tatsache ist. Hier fehlt jede Naturerkenntnis.

Die Seele des Tieres erschöpft sich im Willen zum Leben. Über den Kampf ums Dasein gehen die Willensregungen nicht hinaus. Auch beim Menschen sind wesensgleiche Willenstätigkeiten vorhanden, doch die gleichzeitig vorhandenen sittlichen Prinzipien sind völlig anderer Art. In diesen offenbart sich das Wesen des Menschengeistes. Zum abstrakten Denken kann keine Tierseele erzogen werden.

Es ist ein großer Irrtum, wenn man meint, diejenigen Naturforscher, die die Abstammung des Menschen vom Affen nicht anerkennen, handelten aus religiösen Gründen so. Für die Wissenschaft ist einzig und allein die Naturerkenntnis maßgebend. Aber auch für einen Naturforscher braucht die Vorstellung, daß sich aus einem Affenorganismus ein Mensch gebildet habe, nicht wunderbarer zu sein als die biblische Sage, daß der Mensch aus einem Erdenkloß gemacht sei.

Wenn der Naturforscher den Boden der Erfahrungen verläßt, und sich auf spekulativen Bahnen bewegt, so wird die Erkenntnis zum Scheinwissen, mit dem er sich selbst betrügt. Es ist aber ein großes Unrecht, wenn ein Naturforscher dieses Scheinwissen als Wahrheit ausgibt und es zum Dogma macht. Dadurch wird das Volk verwirrt, es wird Aberglaube gezüchtet, anstatt daß Aufklärung geschafft wird. Es ist beschämend, daß sich der Geist des großen Kant so wenig beweist, der da als ersten Grundsatz den aufstellte, daß nur das als wissenschaftliche Tatsache gelten darf, was bewiesen ist. Hypothesen für Tatsachen ausgeben heißt Steine für Brot reichen. Auch das religiöse Empfinden muß reinlich von der wissenschaftlichen Erkenntnis geschieden werden. Auch der Naturforscher muß lernen die Unwissenheit zu ertragen, wie man sie auf vielen Gebieten der Wissenschaft ertragen muß. Goethe hat einmal geäußert, in dem Unerforschlichen erkenne er die Allmacht Gottes. Würde er heute leben und selbst ein Anhänger der Abstammungslehre sein, so würde er auch heute noch in dem Unerforschlichen die Allmacht Gottes erkennen. G. Wagener.

Kompromisse.

In der Politik muß es Kompromisse geben; ja Politik ist eigentlich die Kunst, auf dem Kompromiß-Wege einen Schritt weiter zu gelangen, zu dem man sonst überhaupt nicht gelangen würde.

Beim Vereinsgesetz und beim Börsengesetz ist das Einsichtigen wieder klar geworden. Beide Gesetze bieten ganz bedeutende Fortschritte gegen bisherige Zustände; sie schaffen eine größere Rechtssicherheit, sie erfüllen eine Reihe von Wünschen, befreien von einer Menge von Hindernissen. Gar mancher hätte noch mehr gewünscht, und hätte er mit seinen Freunden allein zu bestimmen gehabt, so hätte er auch noch mehr gegeben. Aber die, welche an den Fortschritten jener beiden Gesetze das meiste Interesse haben, sind nicht die maßgebenden Faktoren im Lande. Sie vertreten mit ihrer Stimme nur eine wichtige, aber immerhin in der Minderzahl befindliche Bevölkerungsschicht. Bestimmend sind heute in Deutschland, wie in Preußen, stark reaktionäre Strömungen, die mit dem breiten nationalen Fahnentuche manches andere verdecken. Sie sind auch nicht überall die Mehrzahl; aber ohne sie läßt sich heute nicht fertig werden. Die starken nationalen Akzente haben wir nun einmal nötig, die breite Masse der Agrarier, Konservativen, Mittelständler, und wie sie sonst heißen, haben auch ein Recht, gehört zu werden. Man kann viele ihrer Gedanken bekämpfen, aber für eine gedeihliche Weiterentwicklung unseres Staatswesens ist ein „Block" der anderen doch unmöglich. Nimmt man auch alle Männer und Schichten zusammen, die „liberal" sind, wollte man sie sammeln aus allen Ecken, Konventikeln und Parteien — niemals würden sie eine Majorität bilden.

Allerdings kann auch nichts Wesentliches gegen oder ohne sie geschehen. Man wird auf sie hören und mit ihnen verhandeln. Man muß sie beachten, und ihre Grundsätze darf man nicht ignorieren.

So entstehen Kompromisse. Wenn Männer von entschiedener Stellung ohne Kompromiß durchkommen wollen, wenn sie garantieren wollen, daß, sagen wir in zehn Jahren, ihre Gedanken und Pläne auch ohne Politik durchführbar seien; wenn sie die Verantwortung für all den Schaden übernehmen wollen, der in diesen 10 Jahren durch Konservierung des alten Zustandes angerichtet wird — ja, dann läßt sich darüber weiter reden. Aber diese Verantwortung kann kein Vernünftiger übernehmen. Alle Fortschritte in der Welt sind begleitet gewesen vom Herzbluten der Besten, daß sie nicht alles erreichen konnten, was ihnen am Herzen lag.

Allerdings wird nun die große, für viele entscheidende Frage einsetzen: „Ist es nicht stets ein ethisches Unrecht, von seiner Überzeugung auch nur einen Finger breit abzuweichen?" Ich glaube, man gerät mit solcher Frage auf ein anderes Gebiet, Metabasis nennt es die Logik. Man hat das Wort „Überzeugung" aus seinem Heiligtume herausgenommen, aus dem Tabernakel des religiösen Lebens, und verlangt von ihm, es solle sich nun in allen Komplikationen dieser Welt durchsetzen, und zwar ohne Umschweife, auf direktem Wege. Damit ist einfach etwas Unmögliches verlangt.

Das religiöse Leben ist durchsetzt von „Überzeugung". „Wir können ja nicht anders", ist ein religiös-christlicher Grundsatz. „Stellt euch nicht dieser Welt gleich", heißt es mit anderen Worten. Es ist der ethische Einschlag in dem wunderbaren Aufzug des Innenlebens, den wir mit dem Worte „Religion" bezeichnen. Aus diesem Innenleben ist es entlehnt, und nun wird draußen damit hausiert, als sei es eine Dutzendware, mit der jedermann handeln könne. Ich halte das für eine starke Verirrung der Begriffe und Gedanken. Gerade unser deutsches Volk leidet daran. Kein anderes Volk begeht diese Selbstquälerei, sich zu prüfen, ob nun jede Handlung auf politischem Gebiete sich auch mit dem deckt, was das zarte religiöse Bewußtsein Überzeugung nennt.

In der Politik muß ein anderes Wort seinen Platz haben. Unsere großen Politiker haben vom Recht geredet. Das Recht kann erstarren, das Recht ist wandelbar; aber es hat doch in jeder Zeit seine klare Ausprägung. Wer Kompromisse schließt in der Politik — auch die Kirchenpolitik gehört dazu —, der soll sich fragen, ob er recht daran tue. Soll fragen, ob er dem Rechtsbewußtsein des Volkes, seiner Zeit, auch seines eigenen Gewissens entsprochen hat. Ich glaube, wir kommen damit weit genug und bewahren uns auf diese

Weise davor, über Zwirnsfäden zu stolpern und zuletzt an allem Edlen in der Welt irre zu werden.

Es läßt sich ja auch noch ein christlicher Gedanke einschieben. Auch die Politik soll nicht zu Lieblosigkeit führen, als ob nur die eigene Meinung, und jede andere falsch sei. Der Christ wird gerade, wenn er christlich denkt, sich Mühe geben, in den Gedankenkreis anderer sich hineinzuleben. Damit ist jeder gerechte und billige Kompromiß vorbereitet. Wir können uns freuen, wenn unsere Politiker in ernsten Entscheidungen auch darnach handeln.

Es gibt auch faule Kompromisse, selbstverständlich. Wie es neben dem Patriotismus auch Phrase, Eigennutz und Streberei gibt. Jeden faulen Ausgleich möge die Pest holen! Saxo.

Allerlei.

Das Abschiedswort eines sterbenden Pfarrers.

Professor D. Konrad Furrer, Pfarrer an St. Peter in Zürich, ist am 14. April im Alter von 70 Jahren gestorben. Von seinem Sterbelager sandte er seiner Gemeinde dies Abschiedswort:

„Gegrüßet seist Du, teure Gemeinde St. Peter! Zu meinem großen Schmerze habe ich darauf verzichten müssen, heute meine letzte Predigt zu halten. Ich hätte so gerne noch einmal Euch alle, besonders Euch, teure Konfirmandinnen, gegrüßt und ein letztes Wort über unsern gemeinsamen, beseligenden Glauben zu Euch geredet; aber meine Kräfte sind so sehr gesunken, daß ich es nicht wagen durfte. So nehme ich denn auf diese Weise von euch Abschied; meine Kräfte nehmen von Tag zu Tag ab, und ich muß dem Rufe unsres himmlischen Vaters folgen. Empfanget vor allem meinen innigen Dank für alle Liebe und Güte, womit Ihr mir wohlgetan habt! Ich kann Euch nicht mehr die Hand geben, aber doch wünschen, daß Gott Euch für Eure Güte reichlich segnet! Namentlich möchte ich auch meinen lieben Kollegen segnen. Gott schütze, schirme und segne Dich, teure Gemeinde St. Peter! Möge unser Herr und Heiland immer Dein größter Trost und Deine größte Kraft bleiben! Mögest Du festhalten am Glauben, daß in tiefster Not des Lebens es keinen andern Helfer gibt als Ihn; mögen für Ihn die Herzen glühen und unauslöschlich die Liebe brennen für Ihn, den größten und höchsten Freund der Welt! Mögest du alle Zeit die himmlischen Güter in hohen Ehren halten und im Gottesdienst den Frieden einer höhern Welt stets aufs neue empfinden! Unserm Herrn und Heiland befehle ich Dich, teure Gemeinde! Gott segne und behüte Dich. Mit innigstem Dank nehme ich Abschied von Dir und trage die dankbare Erinnerung an eine edle Gemeinde in meine stille, sterbende Einsamkeit. Der Herr sei mit uns Allen! Amen."

Vom Büchertisch.

Ernst Haeckel, **Das Menschenproblem und die Herrentiere von Linné.** Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1907. 64 S.

Anknüpfend an die Feier von Linnés 200. Geburtstag und den von diesem aufgestellten Begriff der Herrentiere oder Primaten gibt der bekannte Naturforscher in diesem im Volkshaus in Jena gehaltenen Vortrag zunächst einen Überblick über die Geschichte des Menschenproblems in den letzten zwei Jahrhunderten, in dem namentlich die Verdienste Goethes um die Förderung dieser Frage rühmend hervorgehoben werden, legt dann in einer gedrängten Darstellung die heutigen Forschungsergebnisse der Paläontologie und Embryologie vor, wonach „sich der Mensch als Organismus ebenso aus einer Reihe von affenartigen Säugetieren in der Tertiärzeit entwickelt hat, wie die anderen Primaten", und sucht zum Schluß seine monistische Weltanschauung gegen den auf der Autorität Platos, des Christentums und Kants beruhenden Dualismus zu verteidigen, mit scharfer Polemik gegen Reinke. Über den Monistenbund sagt Haeckel S. 44 mit dürren Worten, daß er „sich die Aufgabe gesetzt hat, meine monistische Philosophie auszubauen und zur Geltung zu bringen". Der Vortrag ist ein getreuer Spiegel von Haeckels Vorzügen und Schwächen. Solange er sich auf naturwissenschaftlichem Gebiete bewegt, folgt man dem bedeutenden Forscher mit steigendem Interesse; sobald er aber auf das philosophische übertritt, begeht er den Fehler, seine Gegner mehr herunterzusetzen als zu widerlegen, und deutet insbesondere mit keiner Silbe die seiner eigenen Theorie entgegenstehenden Schwierigkeiten an: als ob es z. B. ausgemacht wäre, daß die Entstehung organischen Lebens, die sogenannte Urzeugung, lediglich ein chemischer Prozeß wäre und als ob die Tatsache des menschlichen Selbstbewußtseins sich von der Voraussetzung aus, daß die Seele einfach gleich der „Summe der Gehirnfunktionen" sei, so ohne weiteres erklären ließe. Andererseits sollten Haeckels Gegner ihm auch nicht solche Blößen bieten, wie Reinke, wenn er Moses „gleich groß als Gesetzgeber wie als wissenschaftlichen Denker" (!) bezeichnet oder der Berliner General-Sup. Faber, der vor der „Pestilenz von Jena" warnte. — Dem Vortrag sind mehrere Tabellen und drei illustrierte Tafeln beigegeben. W. Nestle.

Adolf Schmitthenner, **Die Seligpreisungen unseres Herrn,** aus seinem Nachlaß herausgegeben von Heinrich Bassermann, Tübing. Mohr, 1908. 150 S. Geh. 2,80 M., geb. 3,60 M.

Der Herausgeber sagt in seinem Vorwort: „Es war mir bekannt, daß gerade Schmitthenners praktische Auslegung der Seligpreisungen von den Kandidaten besonders geschätzt worden war. Sie waren davon begeistert, hingenommen. Und das ist nicht verwunderlich. Ist doch eben dieser Stoff wie kaum ein anderer geeignet, Schmitthenners ganze Geisteskraft zur Entfaltung zu bringen. Hier konnte er ebensowohl Dichter als Theologe sein, der eine brauchte nicht zu feiern, wenn der andere arbeitete. Ein kräftiges Nachempfinden der wunderbaren Tiefe und Gewalt, die in den Makarismen sich kundgibt, eine lebendige Erfassung der Situation und der Stimmung, aus der heraus sie entstanden sind, eine verständnisvolle Würdigung ihrer unvergleichlichen Schönheit: das alles war eine Aufgabe, wie sie dem Dichter liegen mußte. Dagegen eine klare, verständige Erfassung des Wortsinnes, sein treues Verständnis aus dem historischen Boden des „Lebens Jesu" heraus, die kräftige Herausstellung seines religiösen Gehaltes und die mannigfaltige Anwendung desselben auf die Verhältnisse, Bedürfnisse und Strömungen der Gegenwart: das war Sache des Theologen und des Pfarrers. Wie können unsrerseits diese die Arbeit Schmitthenners würdigenden Worte des Herausgebers nur unterschreiben und ihm danken, daß er uns eine Auslegung der Seligpreisungen veröffentlicht hat, die es wirklich verdient, weiteren Kreisen und zwar nicht nur Theologen, sondern auch religiös interessierten Laien bekannt zu werden. Hier hat der hohe Gegenstand einen wahrhaft kongenialen Interpreten gefunden. Die Lektüre bereitet nicht nur einen hohen ästhetischen Genuß, sondern wirkt auch wie ein erfrischendes, erquickendes Bad auf unser religiöses Innenleben.

Pferdsdorf (Rhön). A. König.

Ernst Rolffs, **Was wir an der Bibel haben.** Zehn Predigten. Moderne Predigt-Bibliothek. V. Reihe, 3. Heft. Göttingen. Vandenhoek und Ruprecht, 1908. 101 S. Geheftet 1,20 M.

Der Herausgeber schreibt in einem Nachwort: „Die Predigten wollen der lutherischen Gemeinde einer konfessionell gemischten norddeutschen Mittelstadt (Verfasser ist Pastor an St. Katharinen in Osnabrück), die sich aus Angehörigen allerStände mit starkem Überwiegen der kleineren Gewerbetreibenden, Subalternbeamten und Arbeiter und aller kirchlichen Richtungen bei vorwiegend liberaler Grundstimmung und unter Ausschluß ausgesprochen pietistischer Kreise zusammensetzt, den religiösen Wert der Bibel unter stillschweigender Voraussetzung der Ergebnisse der modernen Bibelkritik zum Bewußtsein bringen." Der Verfasser hat nach unserer Meinung die nicht leichte Aufgabe glücklich gelöst. Ohne für altgläubige Gemüter verletzend zu werden, hat er es verstanden, seiner Gemeinde zu zeigen, worauf es ankommt in der Bibel, wie man mit ihr umgehen und in ihr Buchstabe und Geist, Zeitgeschichtlich-Vergängliches und Ewig-bleibendes unterscheiden müsse. Denn auch die Bibel trägt ihr ewiges Leben und ihre unvergänglichen Schätze in irdenen Gefäßen.

Pferdsdorf (Rhön). A. König.

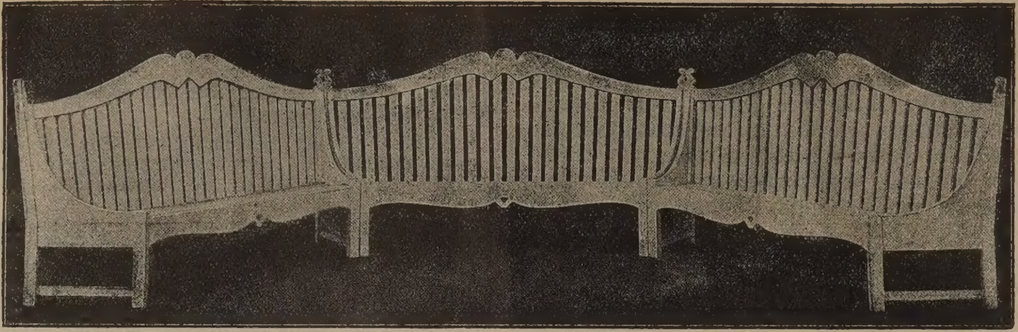
Keil, **Dorfpredigten aus dem Thüringer Wald.** Mohr, 110 S. 1,50 M., geb. 2,40 M.

Das Büchlein enthält 20 Predigten. Sie greifen hinein ins volle Menschenleben und lassen Christus, das ewige Evangelium hineinleuchten in alle Verhältnisse des vielgestaltigen Menschendaseins, insbesondere auch des Dorflebens. Frischer Erdgeruch steigt aus ihnen empor und an so mancher Stelle atmen wir würzigen Waldesduft. Alles in allem: Ein froher und doch auch wieder ernster evangelischer Gruß aus dem Thüringer Wald!

Pferdsdorf (Rhön). A. König.

Wichtig für „Brautleute
Preise 40% billiger wie in der Provinz
Franko Lieferung
Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko
F. ZECH'S MÖBEL-FABRIK. BERLIN, O.
Kleine Andreasstr. 9
„Gegründet 1859. Beamten 6% Rabatt.

Adressen zwecks **Gewinnung neuer Abonnenten** nimmt jederzeit gern und dankbar entgegen
Der Verlag des Protestantenblattes.



GARTEN-MOEBEL

nach Entwürfen erster deutscher Künstler. Klare einfache Formen in sauberem leuchtenden Weiß, solid gearbeitet. Man verlange in Dresden gegen Einsendung von M. 0,50 das illustr. Preisbuch E.

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKS-KUNST, G. M. B. H., DRESDEN-A. 16 - MÜNCHEN 2.

Kandidat der Theologie

als **Gemeindehelfer** gesucht. Gehalt 1500 event. 2000 Mark. Umgehende Meldungen sind an den **Gemeindekirchenrat der Nazarethgemeinde** in **Berlin N 65**, zu richten.

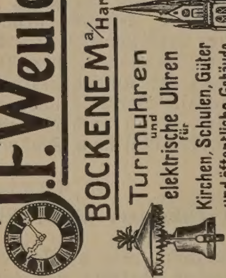
Kirchen-Orgeln

in künstlerisch, technisch u. dauerhaft vollendeter Ausführung.

Durchschnittl. Jahresfabrikation von 25—30 Orgelwerken.

Kostenanschläge etc. jederzeit gern zu Diensten.

P. Furtwängler & Hammer
Hannover
Fabrik von Kirchen-Orgeln.



J. F. Weule
BOCKENEM a/Harz.
Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.

Geschenkt

erhält jeder für geringe Mühewaltung

1 Harmonium.

(Für kleine Bemühung an einigen freien Abenden). Auskunft gratis durch

E. Roggenbauch, Stuttgart
Tübingerstraße 85.

Die dritte Pfarrstelle an der Lutherkirche

ist durch die Gemeinde-Körperschaften zu besetzen. Sie gewährt nach dem Besoldungs-Regulativ für Berlin 1500 M. Wohnungsgeld und ein dem Dienstalter entsprechendes Gehalt von 2500—7000 M. Bewerbungen sind bis zum 30. April an uns einzureichen.

Berlin W. 57, Bülowstraße 73, den 9. April 1908.

Der Gemeinde-Kirchenrat der Luthergemeinde.
Kramm.

Kirchen-Teppiche

gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse

nach Entwürfen von
Professor Beck
liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format

Wilhelm Röper
Leipzig
Goethestrasse 1.

Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoh. Kirchenbehörden gratis u. franko.

Mehr als 2000 große und kleine Gemeinden verwenden seit vielen Jahren laufend unsere gesetzl. geschützten, gußeisernen Grabständer (Nummerpfähle), mit besonders wetterfestem Anstrich versehen, in den verschiedensten Ausführungen zum Preise von 32 bis 42 Pf. Verlangen Sie Musterstücke und ausführliche Offerte, es erwachsen Ihnen daraus weder Kosten noch Verbindlichkeiten.

Hollersche Carlshütte
bei Rendsburg.

MANNBORG,

Erste Harmonium-Fabrik
nach Saugwindsystem in Deutschland.

Harmoniums

in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.
Höchste Auszeichnungen.
Fabrik: Leipzig-Lindenau, Angerstrasse 38.

Silber-WAREN-FABRIK Arn. Künne ALTENA i. W.

Kirchengeräte

grösstbekannte Modellsammlung. Arbeit nach Entwürfen. **Einzelkelche** in Silber ab 5 M. Ganzsilberne **Abendmahlskelche** ab 75 M. Tausende Anerkennungen. **Festgaben** in Silber u. Metall.

B. Becker in Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holländ. Tabak. 10** Pfd.-Beutel franko 8 M.
Cigarren billigst.

Rheinische Weinkelterei

Telephon 3411 **Gebr. Wagner** Telephon 3411

Sonnenberg-Wiesbaden.

Herstellungs-Verfahren patent-amtlich geschützt. Lieferanten fürstlicher Hofhaltungen. Grosser Export. Höchste Auszeichnungen. Prima Referenzen.

Vergorene alkoholfreie Weine.

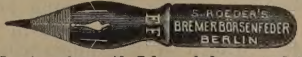
Tischwein (weiss)	0,65
Niersteiner (weiss)	0,80
Frauensteiner (weiss)	1,00
Winkeler (weiss)	1,20
Ober-Ingelheimer (rot)	1,00
Bordeaux St. Julien	1,25
Moselblümchen	1,00
Export-Apfelwein	0,40
Apfelsekt	0,90
Rheinweinsekt	1,50
Hochheimer Sekt	2,00
Grand vin Royal	2,50

Unvergorene alkoholfreie Moste.

Apfelnektar (Apfelsaft)	0,60
Weinnektar (weiss, Weinmost)	0,85
Erbacher Riesling (Traubenmost)	1,10

Die Preise verstehen sich exklusive Glas, netto Kasse ab Station Wiesbaden.

S. ROEDER'S Bremer Börsenfeder



seit nahezu 40 Jahren bekannt und weltberühmt als

beste Schreibfeder

Überall zu haben, man verlange ausdrücklich:

S. Roeder's Bremer Börsenfeder

weil viele minderwertige Nachahmungen unter ähnlicher Bezeichnung im Verkehr sind. Gesetzlich geschütztes Kennwort **„Jedem das Seine“.**

Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit gern und **unentgeltlich** mit, was mir von jahrelangen, qualvollen **Magen- u. Verdauungsbeschwerden** geholfen hat. **A. Hoeck,** Lehrerin **Sachsenhausen** bei Frankfurt a. M.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 17.

Berlin
Bremen.

22. April 1908.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Deutscher Protestantenverein Hildesheim. — Tagebuch: Berliner alte Garnisonkirche. — Bremen. — Coburg. — Professor Wahrmunds Broschüre. — Kanzelparagraph. — Rückgabe der Elisabethkirche. — Ein „Fall“ in Elsaß-Lothringen. — Eine Berliner Gemeinde. — Die Kirche und die Gebildeten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Deutscher Protestantenverein.

Hildesheim, den 23. und 24. April 1908.

Sitzung des Ständigen Ausschusses und der II. Sektion (Kirchliches Leben).

Donnerstag, 6 Uhr: Sitzung des Ständigen Ausschusses mit besonderer Tagesordnung.

Freitag, 10 Uhr: Fortsetzung der Beratung vom Donnerstag. — 1/2 2 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen. — 4 Uhr: Sitzung der II. Sektion (Kirchliches Leben): „Was darf der evangelische Geistliche in unserer Zeit von seiner Gemeinde erwarten?“ Ref.: Pastor prim. Dr. Spaeth-Breslau. — 8 Uhr: Volksabend. Zwei Forderungen des freigesinnten Protestantismus: 1. „Die Wahrheit für die evangelische Gemeinde. — Pfarrer D. Max Fischer-Berlin (St. Marcuskirche). 2. „Die Freiheit für die evangelische Gemeinde.“ — Pfarrer Dietrich Graue-Brandenburg a. H.

Alle Veranstaltungen sollen im Evangelischen Vereinshaus in Hildesheim stattfinden. Voranmeldungen wegen Wohnung und Mittagessen an Herrn Louis Brehme-Hildesheim.

Tagebuch.

Die Berliner alte Garnisonkirche ist ein Raub der Flammen geworden, die — wie es scheint — von Verbrecherhänden angefacht wurden. Nur die Umfassungsmauern und die Säulen, die das Dach trugen, sind stehen geblieben. Viele ehrwürdige Trophäen des preußischen Heeres sind verbrannt. Die Kirche besteht seit 1701. 1722 wurde der jetzige Bau in seiner Grundgestalt erbaut. 1816 erhielt sie im Innern die Form einer dorischen Säulenhalle. Beim letzten Umbau 1899—1900 wurde auf die turmlose Kirche ein Dachreiter aufgesetzt. Gar oft hat in ihr der alte Kaiser Frommels Predigten zugehört, der sich durch des Kaisers Anwesenheit nicht stören ließ. Der Kaiser äußerte sich einmal erfreut darüber, daß Fr. nicht Bezug nehme auf ihn. Fr. antwortete: „Majestät, ich denke, es ist schon genug, sechs Tage lang König zu sein und daher gewiß erquickend, am Sonntag als schlichter Christ im Gotteshause sitzen zu können.“ „Ja, so meine ich's auch“, erwiderte der Kaiser.

*

Bremen. Am 5. April hat sich Pastor prim. Dr. Pertig nach 33jähriger Wirksamkeit von der Ansgariigemeinde verabschiedet. Er will seinen hoffentlich recht langen und recht freundlichen Lebensabend in Goslar am Harz zubringen. Mit seiner Gemeinde lassen wir Kollegen den treuen, vielbewährten Freund ungern aus unserer Mitte scheiden. Ueber seine vielseitige und bedeutsame Tätigkeit in Bremen wird voraussichtlich ein Freund, der wenige Jahre später als Pertig nach unserer Hansastadt kam, demnächst ausführlicher berichten. Hier sei nur seiner treuen Mitarbeit im Protestantenverein und am Protestantenblatt dankbar gedacht. Schon als junger Pfarrer in Altenburg stand er in den Reihen des ersteren, und bereits das erste Jahrzehnt des Protestantenblattes brachte vielgelesene Artikel aus seiner Feder. Und bis auf den heutigen Tag hat er in der Hingabe einer recht religiösen Natur mitgebaut und hat bis in die letzten Jahre mitgekämpft in aller Aufrichtigkeit eines freien und tapferen Herzens. Bei allem aber war seine Devise: Fortiter in re, suaviter in modo. Alles Persönliche war bei ihm ausgeschieden, das Sachliche galt allein. Wir hoffen, seine Mußezeit wird unserem Blatt noch manchen Beitrag schenken.

Die durch Pertigs Scheiden von der Ansgariikirche entstandene Lücke ist durch Pastor Bode aus Stade ausgefüllt worden. Am 12. April wurde er durch seinen Kollegen Burggraf in sein neues Amt eingeführt. Ein guter Ruf ist ihm nach Bremen vorausgegangen. Wir heißen ihn in unseren Reihen herzlich willkommen und wissen, daß die Sache des freien Protestantismus auch an ihm einen tüchtigen und zuverlässigen Verfechter allezeit haben wird.

Das Bremer Kirchenblatt protestiert energisch dagegen, daß Rev. Frl. von Petzold am Palmsonntag in der Martinikirche bei einem öffentlichen Gottesdienst die Predigt halten durfte. Es nennt das die neueste „kirchliche Sensation in Bremen“. Als solche war diese Predigt jedenfalls vom Vorstand der Martinigemeinde nicht gedacht und gewollt, und über das formelle Recht des letzteren, einer Frau, die in England rite ein geistliches Amt verwaltet, die Kanzel einer deutschen Gemeinde zu öffnen, wollen wir mit dem Kirchenblatt nicht streiten. Auch in eine Erörterung darüber wollen wir hier nicht eintreten, ob eine Revision der deutschen evangelischen Kirchenordnungen auf Zulassung der Frauen zum Predigtamt wünschens- und erstrebenswert ist. Wir wollen aber nicht verschweigen, daß wir vor der Hand dagegen noch gewichtige Bedenken haben, stellen indessen einer Diskussion darüber die Spalten unseres Blattes gern zur Verfügung. Die schlichte und warme Predigt des Frl. von Petzold hat übrigens, wie wir hören, auf die sehr zahlreiche Zuhörerschaft tiefen Eindruck gemacht.

*

Coburg. Zum Generalsuperintendenten für Coburg ist nach Zeitungsberichten Kirchenrat, zweiter Diakonus und Garnisonpfarrer Christian Halter (geb. 1845, in seinem Amt in Coburg seit 1880) ernannt worden. Nach der „Frankf. Ztg.“ telegraphierte der Herzog an ihn: „Mögen Sie die Geschicke der Landesephorie im Interesse des kirchlichen Friedens und der Gewissensfreiheit der Coburger leiten.“ Bekanntlich hat ein Kreis, der dem Hofe nahe steht, schon längere Zeit versucht, den aus Preußen nach Coburg berufenen Marinepfarrer a. D. und Hofprediger Ad. Keßler in diese Stellung, die zugleich mit der des Ministerialreferenten verbunden ist, zu bringen, während die Proteste der liberalen Coburger Zeitungen, wie gut besuchten Bürgerversammlungen dringend beim Herzog für den Generalsuperintendenten D. Bahnsen und für die freie Richtung der Kirchenleitung in Coburg eintraten. Infolge dieser Kämpfe hat sich eine liberale Organisation gebildet. — Kluge Leute werden wieder behaupten, es wäre auch ohne diese liberalen Proteste und ohne diese Organisation gegangen, das ist jetzt billig — aber deswegen noch nicht wahrscheinlich. D. Bahnsen ist am 1. April aus seinen Aemtern geschieden.

*

Professor Wahrmunds Broschüre (Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft) ist für Oesterreich nach Tilgung einiger Stellen freigegeben worden. Der Verleger J. F. Lehmann hat erklärt, er wolle aus Dankbarkeit das 25. Tausend dem Wiener päpstlichen Nuntius widmen, für die glänzende Reklame, die er für seinen Verlag gemacht hat. Die „Köln. Volksztg.“ schob diesen guten Scherz als Taktlosigkeit dem Professor Wahrmund zu, dieser erklärt aber nunmehr, daß er von diesem Vorhaben nicht gewußt habe und ihm ebenso fern stehe, wie der Uebersendung eines Exemplars der Schrift an den Papst. Indessen versammelt sich die Bevölkerung für und gegen Wahrmund. Die liberale Bürgerschaft begrüßt sein Vorgehen, die klerikale Bauernschaft unter Führung der Pfarrer sammelt sich gegen W. In der Regierung plant man, neben dem Lehrstuhl Wahrmunds einen anderen zu errichten, den man mit einem rechtgläubigen Katholiken besetzen will — wenn man einen findet, der gleichzeitig das Kirchenrecht beherrscht. — Man ist aber in Verlegenheit, denn bei der ersten Umschau konstatierte man, daß die Kirchenrechtslehrer von Ruf — Protestanten oder Modernisten seien!

Vom Wiener Nuntius Granito di Belmonte wollen die Zeitungen wissen, daß er gleich nach Ostern einen mehrmonatigen Urlaub antreten werde, im Herbst aber nur zurückkehren werde, um dem Kaiser sein Abberufungsschreiben zu überreichen.

*

Nach dem Kanzelparagraph (§ 130a) hat der katholische Pfarrer Mansuy in Ars a. d. Mosel 14 Tage Festungshaft erhalten, weil er an Kaisers Geburtstag auf der Kanzel ungefähr folgendermaßen sich äußerte: „Kaisers Geburtstag soll ein Freudenfest sein. Aber wir Katholiken haben wenig Ursache zur Freude, wenn wir auf unsere Glaubensbrüder in Polen blicken. Der preußische Landtag hat das Gesetz angenommen, demzufolge 270 Millionen zur Enteignung des Bodens der Polen verwendet werden sollen. Das ist etwas Ungeheuerliches. Wie kann ein zivilisiertes Volk sich eine solche Tat zu schulden

kommen lassen? Und wir in Lothringen, wo wir 500 000 Katholiken und nur 38 000 Protestanten haben, werden überall zurückgesetzt. Den Protestanten gibt man die besten Plätze in der Regierung und auf den Kreisdirektionen. Wir Katholiken sind nur gut zum Steuerzahlen, um unsere Söhne zum Militär zu schicken, die Einquartierungslasten zu tragen und die Soldaten zu ernähren." — Selbst der „Köln. Volksztg." Nr. 331 ist es fraglich, ob Ort und Zeitpunkt geeignet gewesen seien. Bischof Benzler freilich hat seinem Pfarrer gegenüber nach dessen eigener Aussage keinen Tadel geäußert.

*

Die Idee einer Rückgabe der Elisabethkirche ist nicht in Katholikenkreisen entstanden, sondern zuerst von einem Mitarbeiter der „Hessischen Landeszeitung" geäußert worden. Pfarrer Mangu hat bei Einweihung der neuen Kanzel keinen Zweifel darüber gelassen, daß die lutherische Gemeinde diesem Gedanken absolut fernsteht und ihn strikt abweist.

*

Ein „Fall" in Elsaß-Lothringen. Diesmal, so schreibt die „Union" 15, ist's nicht ein Fall, bei dem die Orthodoxie einen freisinnigen Pfarrer zu Fall bringen will. Gefallen ist ein protestantischer Pfarrer als Opfer ultramontaner Heißblütigkeit. Der Pfarrer Klein in Weißenburg erteilte am Gymnasium daselbst in einigen Wochenstunden Religionsunterricht und zwar in den oberen Klassen. Er kam dabei auch auf die Los-von-Rom-Bewegung zu sprechen und verstand es seine Schüler so zu fesseln, daß dieselben freiwillig eine Sammlung unter sich veranstalteten und den Ertrag derselben ihrem Religionslehrer für jene Bewegung aushändigten. Dieser nahm die 10 Mark entgegen und quittierte darüber im Evangel. Gemeindeblatt. So kam die Sache in die Oeffentlichkeit und wurde auch sofort von dem ultramontanen Abgeordneten Hauß benutzt, um im Landesausschuß Klage darüber zu führen, daß ein protestantischer Geistlicher vor protestantischen Schülern über eine der römischen Kirche unliebsame Sache geredet und eine unerlaubte Sammlung veranstaltet habe. Der Mann wußte, warum er das tat; denn er kennt seine Leute. Der Staatssekretär schien sofort geneigt zu sein, den Pfarrer von seinem Amt als Religionslehrer zu entfernen; aber der Referent für das Schulwesen hielt sich in der Reserve und stellte Untersuchung des Sachverhaltes in Aussicht. Dieselbe erfolgte zwar nicht, aber Pfarrer Klein glaubte es sich der von ihm vertretenen Sache schuldig zu sein, in der „Straßburger Post" sich gegen die Angriffe des Abgeordneten Hauß verteidigen zu müssen. Dabei ging er jedoch zugleich zum Angriff über und reizte den Gegner durch Aufzählung alles dessen, was nach seiner Ansicht den evangelischen Schülern zu wissen nötig wäre: Evangelischer Bund, Jesuitenmoral usw. Das gab dem Abgeordneten Hauß willkommene Gelegenheit, die Sache zum zweiten Mal im Landesausschuß zur Sprache zu bringen und dabei scharfe Ausfälle gegen den Evangelischen Bund zu machen; zugleich ließ er unverblümt das Verlangen durchblicken, daß die Regierung jetzt endlich Ernst machen und den Pfarrer aus dem Religionsunterricht entfernen möge. Ohne daß die protestantische Kirchenbehörde gefragt, ohne daß dem Pfarrer Klein Gelegenheit zur Rechtfertigung geboten, ja ohne daß ihm ein Grund dafür angegeben wurde, erhielt der Geistliche die Regierungsentschließung, daß ihm mit Ende des Winterhalbjahres die Erteilung des Religionsunterrichtes am Gymnasium entzogen sei. So behandelt man evangelische Geistliche im Deutschen Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Eine Berliner Gemeinde.

Auf dem Berliner Gensdarmenmarkt erheben sich zwei hohe mächtige Türme, die ihr Vorbild an den beiden Marienkirchen auf der Piazza del Populo in Rom haben. Friedrich II. hat sie erbaut, um seine Hauptstadt zu schmücken nach der Art jener Zeit, die solche Prunkgebäude einfach hinstellte, ohne sie irgend einem Zweck oder der Umgebung anzugliedern. Als die Türme fertig waren, war man in Verlegenheit, was man mit den in ihnen vorhandenen Räumen machen sollte. Wohnungen und Bureauräume wurden eingerichtet und sind heute noch darin. Mit den Kirchen, die man zunächst in ihnen vermutet, die man als ihre Anhängsel beim genauen Zusehen erst entdeckt, hatten sie ursprünglich gar keine Verbindung. Sie sind fiskalisches Gut; jetzt hängen wenigstens die Kirchenglocken darin.

Die eine dieser Kirchen gehört der französischen Kolonie, darum heißt der Turm: Französischer Dom; der andere heißt: Deutscher Dom, die bei ihm stehende Kirche aber ist namenlos; der König hat der Bitte, ihr einen Namen zu geben, nicht entsprochen — einzelne Bezeichnungen, die im Volksgebrauch und in amtlichen Aktenstücken auftauchten, sind wieder verschwunden; geblieben ist nun auch in der amtlichen Bezeichnung ein Name, der doch kein Name ist: Neue Kirche.

Diese „Neue Kirche" und ihre Gemeinde beging am ersten Osterfeiertag ihr 200jähriges Jubiläum, und wir freigesinnten Protestanten konnten mit ihr feiern, denn in ihr hat eine große Zahl unserer Freunde ihre kirchliche Heimat gefunden und behalten, auch wenn sie aus der Friedrichsstadt, die immer mehr Geschäftsgegend wird, verziehen, und in ihr haben Männer gewirkt wie Marot, Hoßbach, Lisco, Sydow, Köllreuter, und wirken jetzt Kirmsz und Kind. Aber diese persönlichen Beziehungen dürften eine ausführliche Besprechung der von D. Kirmsz für dieses Fest herausgegebenen Geschichte der Neuen Kirche*) noch nicht rechtfertigen, wenn nicht in dieser Geschichte vorbildliche Züge protestantischen Kirchenwesens uns begegneten, wenn das Buch, das sie enthält, nicht selber vorbildlich wäre.

Es ist protestantisches Ideal, daß Kirche und Volksleben aufs engste miteinander verbunden seien. Das hat diese Kirche und Gemeinde erleben dürfen. Auf den Wunsch der Bürger und Bewohner hat das absolute Königtum sie gegründet, und dieses absolute Königtum hat sie erfahren unter dem Soldatenkönig, der sie mit einem Pferdestall im Rechteck umbaute und taub blieb gegen alle Bitten und Vorstellungen, daß der Kirche Licht und Luft genommen sei, daß die Kirchenbesucher buchstäblich durch den Pferdestall, nur vorbei an kranken und krepierenden Pferden, in die Kirche gelangen konnten, daß der Volksmund ihr den Namen „Stallkirche" gab. Wenig Freude und mancherlei Willkür hat die Gemeinde bei dem Bau des Turmes erlebt. Wie sie alle Not einer armen Gemeinde getragen hat, wie ihre Pfarrer und Beamten, das Aeußere und Innere der Kirche redlich die Aermlichkeit der umwohnenden Bevölkerung geteilt haben, so hat sie im Jahre des Unheils mit dem Volk am tiefsten unter allen Berliner Kirchen den vaterländischen Jammer erfahren müssen. Aus einer Stallkirche wurde sie nun ein Pferdestall, denn die Franzosen hielten monatelang ihre Pferde in der ausgeräumten Kirche, so daß wiederum Monate hingingen, ehe sie wiederhergestellt und von dem „pestilenzialischen Geruch" befreit wurde.

Und wieder in einem großen Jahr hat diese Kirche und Gemeinde recht eigentlich das Volkserleben mit erlebt. In der Nacht zum 18. März 1848 entging der Pfarrer Sydow mit genauer Not einer Kugel, die an derselben Stelle in den Fensterrahmen schlug, an den er soeben beim Hinausschauen auf die Straße seinen Kopf gelehnt hatte. Am Morgen des nächsten Tages mußte er über Barrikaden hinweg zum Frühgottesdienst gelangen, es war kein Kirchenbesucher erschienen, die Sakristeitür war erbrochen, der Offizier der draußen lagernden Kompagnie Soldaten wärmte sich am Ofen. Am Abend aber begann ein trauriger Kirchgang. Sie brachten die Leichen der Gefallenen aus der ganzen Stadt in die Neue Kirche, die mit Stroh ausgelegt, ihnen Herberge bot, bis sie hinausgetragen wurden auf den Friedhof der Märzgefallenen, wie er jetzt heißt im Friedrichshain. Herzzerreißender Jammer der Angehörigen, die ihre Vermißten suchten und fanden, erfüllte die Kirche, und drei Tage ging Sydow unermüdlich tröstend und aufrichtend unter ihnen umher; bis an sein Ende hat er nur mit Schmerz und Beben an jene schweren Stunden denken können. Am 22. März waren die 183 Särge vor der Kirche aufgebahrt. Nach einem kurzen Worte Sydows wurden sie im feierlichen Zuge von den Behörden, dem Magistrat, der Universität, an deren Spitze Alexander von Humboldt ging, zur Ruhe geleitet. Draußen an dem großen Grabe hielt Sydow eine Leichenrede voll Ernst und Freimut, aus der Tiefe eines frommen Bürger- und Christenherzens. Sydow wurde in die Nationalversammlung gewählt, er war der beliebteste und populärste Pfarrer in Berlin im vergangenen Jahrhundert, und heute noch leuchten Männern und Frauen aller

*) Die Geschichte der Neuen Kirche zu Berlin von 1708 bis 1908. Druck von Robert Winkelmann.

Stände die Augen, wenn sie von ihm reden. Ja, diese Kirche und Gemeinde hat mitten im Volkserleben drinnen gestanden und ist so festgewurzelt in den Gemütern der Einzelnen, wie in den Familien, daß ihrem Kirchenbesuch, wie ihrem Amtshandlungsbereich die im schnellsten Zeitmaß sich vollziehende Entvölkerung der Parochie noch kaum hat schaden können. In Jahren läßt sich kaum eins der getrauten Paare in der Gemeinde nieder, nur 40 Kinder, Katholiken und Juden mit eingerechnet, sind im Bezirk im vergangenen Jahre geboren. Ein Wohnhaus nach dem andern wird von Geschäftshäusern verdrängt. Wohl mögen wir der Parochialgemeinde das Wort reden — es gibt auch Personalgemeinden, die geschichtliche Traditionen haben, und wo sie nicht um einer Mode willen zusammen gelaufen sind, ein gutes Recht haben in großstädtischen Verhältnissen.

Es ist protestantisches Ideal, daß die Gemeinde lebendig und persönlich die kirchengeschichtliche Entwicklung miterlebt. Als eine reformierte Kirche ursprünglich erbaut, dann aber unter dem großen Unionsstreben der Hohenzollern zur Simultankirche bestimmt, hat die Neue Kirche in ihrem eigenen Schoß die Gegensätze der Konfessionen und die Union erlebt. Bewußt ist sie in die Union hineingegangen.

Von der Einführung der Union erzählt der ehrwürdige Marot, der 95 Jahre alt, nach 67jähriger Amtsarbeit, die er in einer Trauung noch am 1. Oktober 1865 ausübte, am 12. Oktober 1865 gestorben ist — in einem handschriftlichen Bericht: „Vorher machten die Prediger und der Vorstand beider Kirchen (die Jerusalemskirche ist mit der Neuen Kirche immer verbunden gewesen) in einer kleinen Denkschrift, welche in allen Häusern der Parochie verteilt wurde, das Vorhaben den Mitgliedern der Gemeinde bekannt, teilten den Inhalt derselben mehrere Wochen von der Kanzel mit und forderten zugleich jeden auf, der dabei ein Bedenken haben möchte, sich zu erklären. Es erfolgte aber auch nicht ein einziger Widerspruch." Wie jenen Kampf und Friedensschluß, so erfuhr die Gemeinde persönlich etwas von dem neuen Kampf, der sich in unserer Kirche erhoben hat um eine neue und freie Gestalt der Lehre des alten Evangeliums. Als ihre Pfarrer Lisco und Sydow ihren freien Standpunkt ernstlich auf der Berliner Kreissynode vertraten und von der Orthodoxie heftig angegriffen wurden, traten 900 Mitglieder der Gemeinde freimütig an die Seite der befehdeten Pfarrer. Als Lisco und Sydow gemaßregelt und letzterer vom Brandenburgischen Konsistorium abgesetzt wurde, haben sie treu zu den Männern gehalten und ihnen nach beendetem Kampf herzlich und dankbar ihre Freude bezeugt. Als nach Einführung der Zivilstandsgesetzgebung im ersten Sturm die Taufen und Trauungen rapide abnahmen, haben die Gemeindekörperschaften, ohne in das Gezeter gegen dieses Gesetz einzustimmen, ernstlich in einer würdigen Ansprache die Gemeindeglieder zum Halten an kirchlicher Sitte gemahnt. Als es um den Neubau der Kirche sich handelte, haben die Körperschaften mit gutem Recht der Versuchung, einen Prachtbau zu errichten, widerstanden und der Kirche eine schlichte, vornehme und feine Gestalt im Inneren und Aeußeren gegeben, sie ist eine protestantische Predigtkirche.

Lernen können wir aus dieser Geschichte der Gemeinde und lernen können kirchliche Geschichtsschreiber von ihrem Verfasser. In edlem Stil mit hohem Schwung und feinem Takt für das Charakteristische hat Kirmß gearbeitet und der Versuchung widerstanden, die Lücken der Ueberlieferung durch Allgemeinheiten oder Anleihen an Kirchen- und Kulturgeschichte zu verdecken. Nichts von verqualmter Erbaulichkeit und engbrüstiger Kirchlichkeit, aber eine herzliche Liebe und Treue zur evangelischen Landeskirche und zu seiner Neuen Kirche wird man in diesen Blättern finden. Mit edlem Freimut hören wir ihn über kirchliche Konflikte und das Jahr 1848 reden, eine Geschichte einer protestantischen Gemeinde hat er protestantisch geschrieben.

Alfred Fischer.

Die Kirche und die Gebildeten.

Alle Hoffnungen auf eine neue Wirksamkeit der Kirche können nicht in Erfüllung gehen, wenn die Gebildeten abseits bleiben. Sie müssen wir gewinnen, denn über sie führt der Weg zur großen ländlichen Masse.

Nun hat mir einmal ein moderner Theologe gesagt: „Wir ziehen sie nicht zu uns herüber, diese Gebildeten, wir können es anfangen, wie wir wollen. Nicht an uns liegt es, sondern an Ihnen."

Ist das richtig? Ich glaube es nicht, meine Herren Pfarrer. Die Welt der Gebildeten macht keine Ausnahme von der Welt. Und die Welt will geleitet sein. Sie ist noch stets dem gefolgt, der an sich selbst glaubt. Wer dies tut und dies betätigt, der setzt sich durch, 90 gegen 10.

Und so uneinnehmbar ist diese Festung der Gebildeten doch auch nicht als z. B. die ihrer kirchlichen Gegner. Und zeigt diese nicht schon bedenkliche Risse und Sprünge? — Was bedeutet es denn, wenn vor 20 Jahren „Die moderne Theologie" ein Schimpfwort war, und es jetzt eine moderne positive Theologie gibt? Glauben Sie, daß diese moderne positive Theologie nicht etwa moderne Theologie ist, die doch Ihres Geistes Kind ist, weil man ihr ein Mäntelchen umgehängt hat, oder muß ich nicht sagen: einen Schleier? Weshalb ist die alte Inspirationslehre gefallen? Weshalb haben sie selbst die Pfingstkonferenzen aufgegeben, welche sich bekanntlich damit befaßten, die Pfarrer beim rechten Glauben zu erhalten; heute, wo Ihre große Zahl uns zeigt, wie nötig sie dies haben? Weshalb wagt man nicht mehr, den Reformierten vom Abendmahl, den Selbstmörder vom Kirchhof auszuschließen? — Ich will es Ihnen sagen, weil man den Feind mit seinem Geist im eignen Lager hat, und sich seiner Überlegenheit wohl nicht mehr verschließen kann.

Sie sehen, meine Herrschaften, es ereignen sich noch Zeichen und Wunder, selbst in unserer nüchternen Zeit. Sollten wir da an dem Wunder verzweifeln, das Herz dieser Gebildeten zu rühren? Warum gar? Vielleicht sind sie gar nicht so steinern, diese Gebildeten!

Gewißlich nehmen sie an manchem Anstoß, was auch in der modernen Theologie noch gang und gäbe ist. Für wen z. B. der Stifter unserer Religion ein Mensch war und nur ein Mensch, und wer sich daran gewöhnt hat, Gott den Herrn zu nennen und nur Gott; der hört es nicht gern, wenn auf Schritt und Tritt von Jesus von Nazareth in Ausdrücken und Bezeichnungen gesprochen wird, die geeignet sind, die Grenzen zu verwischen und mißdeutet werden können. Gewiß; aber wer gebildet ist, der sieht auch, daß der Bruch mit der Vergangenheit nicht plötzlich vollzogen wird, nein, nicht plötzlich vollzogen werden darf. Denn wir sind keine Sozialdemokraten der Kirche. Wir wissen, daß der Mensch die Geschichte, daß aber auch die Geschichte den Menschen macht. Was will nun einiger Schatten verschlagen gegenüber dem Vorzug, ich möchte sogar sagen gegenüber der Wohltat für den Gebildeten, daß er mit seinem religiösen Leben wieder Anschluß nehmen kann an dem Leben der Gemeinschaft, an dem religiösen Leben seines Volkes, zu dem er doch wohl als guter Deutscher stehen will, seines Volkes wegen und seiner selbst wegen. Diesen Anschluß herzustellen, wenn uns das gelingt, dann geht unser Traum in Erfüllung. Dann haben wir die Kirche, welche wir ersehnen, die Kirche, welche nicht mit Fleiß sich absperrt und einer Welt von Bildung und Kultur zuruft: „Zurück, Ungläubige, uns trennt der Buchstabe; diesen Graben überschreitest weder du noch ich." Sondern die Kirche, die auf nichts mehr bedacht ist, als veraltete Mauern niederzureißen und derselben Welt zuzurufen: Komm zu mir und suche mit mir nach der Wahrheit, wenn anders dein Geist sich wieder sehnt nach Religion, wenn anders du nur glaubst nicht ohne sie diese Welt durchschreiten zu können — und wenn du nur glaubst, daß dir hierbei etwas

sein kann dieser vielumstrittene Jesus von Nazareth, des Zimmermanns Sohn.

An die dieser Ruf ergeht, sind das nun ihrer wenige oder sind es viele? Muß man nicht vielmehr fragen: „Wer ist es nicht?“

Wer wollte gebildet sein, der nicht erschauerte, wenn er — vielleicht vom hohen Berge herab — die Sonne aufgehen sieht, wie sie eine dunkle, tote Welt überschüttet mit ihrem Gold! Und wer wollte gebildet sein, der nicht erschauerte vor diesem Jesus Christus, der buchstäblich dasselbe getan hat. Ich sage: vor diesem Christus und seiner Geschichte. Seiner Geschichte zu seiner Zeit und zu unserer Zeit.

Ans Kreuz geschlagen, weil seine Zeit und — sagen wir es dreist — er selbst seine Größe nicht fassen, nicht ertragen konnte. Von der Nachwelt auf Gottes Thron gesetzt, ein sterblicher Mensch. Dann vom hohen göttlichen Stuhle wieder in die Tiefe gestürzt, bis er die Erde von neuem berührt hat mit den Füßen, unsere Erde hinfort seine Erde. Aber siehe da! einer der unseren geworden und mit uns vergleichbar beginnt er zu wachsen, bis er seinesgleichen überragt um Haupteslänge oder um Schulternbreite? — nein, wer gibt mir das Maß! bis er dasteht ein einsamer Riese unter einem Geschlecht von Zwergen, ein Riese so groß, daß es ein neues Wunder für uns ist, bei ihm an Menschenmaß zu glauben, bei ihm, den wir eben erst von Gottes Thron herabgezogen hatten, auf daß er uns gleich sei.

Gott oder Mensch, was gilt es uns? Hat er nicht eine Welt aus den Angeln gehoben? Tut er es nicht noch alle Tage? Nein, was sage ich, soll er sie uns nicht erst recht aus den Angeln heben?

Wo ist die Bildung, die da abseits steht? Wo Natur, wo Wissenschaft und Kunst, die uns ein größeres Schauspiel zeigte, ein größeres Schauspiel? Nein, ein größeres Wunder als diesen Jesus Christus, ein Wunder, dem wir entflohen waren und das uns wieder ergriffen hat — vielleicht, weil wir es benötigen, wir Menschen — ein Wunder, nicht ganz gleich dem Wunder unserer Väter und Großväter, aber ein Wunder, das für uns dasselbe ist, weil es uns wieder verknüpft mit den Anfängen unserer Kirche und ein Wunder, das uns hoffentlich zum Siege führt. Nein, sie werden schon kommen, diese Gebildeten!

Amtsgerichtsrat Rhese-Meinersen.

Vereine und Versammlungen.

Wissenschaftliche Kurse zum Studium des Alkoholismus, abgehalten in Berlin vom 21.—25. April 1908 im Landeshause, W, Matthäikirchstraße 20.

Dienstag, den 21. April, 9½ Eröffnungsansprache: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Rubner, Berlin. — 10—11: „Physiologische Wirkungen des Alkohols.“ Reg.-Rat Dr. Rost vom Kaiserl. Gesundheitsamte, Berlin. — 11—12: „Die katholische Kirche im Kampfe gegen den Alkoholismus.“ Monsignore Dr. Werthmann, Geistl. Rat, Freiburg i. Br. — Abends 8—10: „Wehrkraft und Alkohol.“ Oberstabsarzt Dr. Brunzlow, Posen.

Mittwoch, den 22. April, 10–12: „Gasthausreform auf dem Lande“. Pastor Reetz, Siedkow. — Abends 8—10: „Alkohol und Geschlechtskrankheiten.“ Dr. med. Wolf, Schöneberg.

Donnerstag, den 23. April, 10—12: „Das Trinken in der deutschen Geschichte.“ Pastor Dr. Stubbe, Kiel. — Abends 8–9: „Alkoholismus und Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.“ Professor D. Rade, Marburg. — 9–10: „Die Bedeutung der Alkoholfrage für die Arbeiterschaft.“ Gewerbeinspektor Dr. Bender, Berlin.

Freitag, den 24. April, 10—11: „Die evangelische Kirche im Kampfe gegen den Alkoholismus.“ Konsistorialrat Pfarrer Mahling, Frankfurt a. M. — 11–12: „Kriminalität und Alkohol.“ Generalsekretär J. Gonser, Berlin. — Abends 8—10: „Der theoretische Nährwert des Alkohols.“ Professor Dr. Kassowitz, Wien.

Sonnabend, den 25. April, 10—12: „Volkswohlfahrt und Alkoholismus.“ Ob.-Med.-Rat Professor Dr. Gruber, München. — Schlußansprache: Senatspräsident Dr. von Strauß, und Torney, Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, Berlin.

Führung durch sozial-hygienische Einrichtungen an den Nachmittagen.

Teilnehmerkarten (5 M. für den Gesamtkursus von 18 Stunden, 50 Pf. für die einzelne, 75 Pf. für die Doppelstunde) und Programme von der Geschäftsstelle des Zentralverbandes z. H. von Frau Liska Gerken-Leitgebel, Friedenau, Rubensstraße 37, oder von der Geschäftsstelle des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, Berlin W 15.

Der Abonnementspreis unseres Blattes

beträgt — bei direkter Zusendung — für

1 Vierteljahr	1,90 M.
2 Monate	1,25 M.
1 Monat	0,65 M.

Das Abonnement kann mit jeder beliebigen Nummer beginnen.

Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin.

Die beste geistige Kapitalanlage

ist: „Naumann lesen“ schreibt Dr. Fritz Auer in seiner Naumann-Biographie.

Naumann-Schriften.

Die Kunst im Zeitalter der Maschine	M. 0,25
Die Politik Kaiser Wilhelm II.	„ 0,25
Die Wohnungsnot unserer Zeit	„ 0,25
Kunst und Industrie	„ 0,25
Die Stellung d. Gebild. i. pol. Leben	„ 0,30
Die Politik der Gegenwart	„ 0,60
Die Erziehung zur Persönlichkeit im Zeitalter des Großbetriebs. Geschenkausgabe	„ 0,50
Der Geist im Hausgestühl	„ 0,50
Briefe über Religion	„ 1,50
Demokratie und Kaisertum	„ 1,20
Neudeutsche Wirtschaftspolitik	„ 4,—
„Asia“. Eine Orientreise	„ 4,—

In allen guten Buchhandlungen stets vorrätig. Eventuell durch den Buchverlag der „Hilfe“, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Verlangen Sie von uns den Naumannprospekt Nr. 20.

Bei der Erteilung von Inserat-Aufträgen betr.

Vakanzen und Stellenausschreibungen

bitten wir stets des

Protestantenblattes

zu gedenken.

Verlag des Protestantenblattes.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.